

Theres Roth-Hunkeler: «Die Gehschule»

Die Klauen der Kindheit

Wie ist das ganz genau mit dem Blick der Kinder? Wir wissen, dass sie vieles sehen, mehr, als wir glauben, und dass sie sehr genau sehen – aber das Eigentliche dieses Blickens und Erkennens ist uns nicht mehr zugänglich. Warum? Weil wir längst nicht mehr imstande sind, die Dinge anzuschauen, als existierten sie nur für sich und ohne Zusammenhang. Uns, den Erwachsenen, ist jedes Ding definiert und eingeordnet durch seine Funktion, durch seinen Zweck und seinen Wert. Das Kind aber sieht die Dinge, als lebten sie um ihrer selbst wil-

Der Fluch, den Kinderblick nicht wegzubringen aus dem erwachsenen Kopf – das ist das Thema von Theres Roth-Hunkelers erstem Roman «Die Gehschule».

len. Selbst wenn es ihren Zweck in der Ordnung der Erwachsenen kennt, kann es sie so betrachten, dass sie aus jeder Reihe treten und da sind wie Wesen, die es nur einmal gibt, nur jetzt und nur für es, für dieses eine Kind. Was uns die modernen Franzosen, die rasend gescheiterten Dekonstruktionisten und Poststrukturalisten, mit ihren schwindelerregenden Theoriegespinnsten beizubringen suchen, dass nichts in der Welt von Natur aus zwingend mit dem andern zusammenhänge, dieses Wissen besitzt jedes Kind, praktiziert jedes Kind, wenn es uns nur schon mit den runden Augen anschaut. Gut, dass wir keine Ahnung haben, wie wir da aussehen!

In Theres Roth-Hunkelers erstem Roman – ein Roman?, eine Erzählsonate eher – ist der Kinderblick unheimliche Wirklichkeit. Und er ist es auf eine Art, die quer steht zum gewohnten Erzählen. Wohl nimmt sich auf Anhieb vieles recht herkömmlich aus. Da ist die Hauptfigur der erwachsenen Frau mit intellektuellem Beruf, die in der Stadt lebt, aber tief auf dem Land aufgewachsen ist, kleinbäuerlich, und sich nun von den alten Eltern durch einen klaffenden Zivilisationssprung getrennt sieht. Und da ist das Hin und Her zwischen jener Kinderwelt und dieser Gegenwart, taucht und steigt die Erzählsonate kunstreich durch die zwei Räume. Solches kennt man aus mancherlei Bereichen der Literatur, nicht zuletzt aus den Büchern der zweiten Einwanderergeneration. Das Andere und Besondere im Schreiben dieser Autorin aber ist, dass sie keine *Recherche du temps perdu* betreibt, dass ihr Erinnern nicht ein Suchen darstellt, kein Bewahrenwollen,

kein Retten und Sichern des Versunkenen. Dieses Erinnern hängt ihr vielmehr an wie ein Fluch. Sie ist zum Gedenken verurteilt, wird in den Kinderblick zurückgetrieben von einem unbekanntem, unbegriffenen Zwang. Wie Gulliver von den Zwergen mit tausend harten Schnüren an den Boden niedergebunden wurde, so ist die Frau in dieser Erzählung zurückgehüpft an die Vergangenheit durch tausend Momente des Erinnerns. Die schneiden ins Fleisch. Gelegentlich blutet's.

Das heisst, dass nicht die Welt der Kindheit das eigentliche Thema des Romans ist, und auch nicht die Lebensweise der heutigen Frau mit ihren paar landesüblichen Männern von landesüblichem Schwierigkeitsgrad. Thema ist der Fluch des Gedenkenmüssens, wo man längst vergessen haben möchte, vergessen um des eigenen, jetzigen Lebens und Liebens willen. Genauer noch: Thema ist der Fluch, den Kinderblick nicht wegzubringen aus dem erwachsenen Kopf, aus dem ganzen lebendigen, erwachsenen Leib. Das geht so weit, dass die Dreissigjährige immer noch und immer neu als kleines Mädchen auf den Rücken des Vaters starrt, wo sich ein seltsames Gewächs stülpt – und eines Tages findet sie am eigenen Nacken die gleiche Wucherung, medizinisch harmlos, seelisch ein Brandmal. Die Operation, die das Stigma beseitigen soll, schreibt es ihr mit der Narbe endgültig in den Körper ein.

Theres Roth-Hunkeler hat schon da und dort kleinere Texte veröffentlicht; mit diesem Roman gibt sie ihr eigentliches Debüt. Leise, aber überhörbar wird eine Stimme laut, auf die es von nun an zu achten gilt. Das Unaufdringliche des Buches kann leicht den entwickelten Kunstverstand übersehen lassen, der darin tätig ist. Die Genauigkeit der Erzählanlage, die Sicherheit im Setzen der metaphorischen Signale, das Gespür für die Aussagekraft des Zweideutigen, für die Klangstärke des nur Angetönten, alles zeigt, dass da eine Schriftstellerin am Werk ist, die Reserven hat und also noch einiges vor. Darüber vergisst man gern gewisse Schwächen des Textes wie etwa die zu blass, zu pauschal vergegenwärtigte Arbeitswelt des Antiquariats. Und was ist ein stilistischer Patzer wie «die Güte in Person», verglichen mit der Souveränität, mit der, beispielsweise, auf nicht mehr als zwei, drei verstreuten Abschnitten eine Nebenfigur, die Tante, welche Kinderzähne sammelt («nur Knabenzähne»), zu Umriss und Vertiefung gebracht wird.

Petervon Matt